

Meine Schwestern und Brüder im Herrn,

der Anfang der eben gehörten Lesung aus dem zweiten Petrusbrief dürfte uns hier im Siebengebirge ziemlich bekannt sein, nämlich durch die Geschichte des Mönchs von Heisterbach. Diese zisterziensische Wanderlegende erzählt davon, wie ein Mönch der Abtei durch das Klostertörchen in den Wald geht und über den Satz: *„Das eine liebe Brüder, dürft ihr nicht übersehen: dass beim Herrn ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind“* meditiert.

Und dann verschwindet er für 300 Jahre, kommt dann wieder ins Kloster und erkennt, dass Zeit eben relativ ist.

Um die Relativität der Zeit geht es auch dem Verfasser des um 120 entstandenen 2. Petrusbriefes, der übrigens das jüngste Schriftstück des Neuen Testaments. Allerdings nicht im Sinne der physikalischen „Relativitätstheorie“ von Albert Einstein.

Sie, meine Schwestern und Brüder, müssen sich das ungefähr so vorstellen: nach der Himmelfahrt Jesu erwarteten die jungen Christen seine baldige Wiederkehr mit der Vollendung des Gottesreiches. Und die blieb aus. Von ihren Zeitgenossen wurden die Christen veräppelt: *„In den letzten Tagen werden Spötter kommen, die ihren Spott treiben, ihren eigenen Begierden nachgehen und sagen: Wo bleibt seine verheißene Ankunft? Denn seit die Väter entschlafen sind, bleibt alles wie von Anfang der Schöpfung an. (3,3f.)“* – heisst es dazu einige Verse vorher.

Und genau da hakt der Schreiber des Briefes mit seiner Relativitätstheorie ein: vor dem Herrn sind tausend Jahre wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre.

Es geht nicht darum, den Tag und den Zeitpunkt der Wiederkunft Jesu Christi berechnen oder vorhersagen zu können, sondern es geht darum entsprechend zu leben und so die Welt zu gestalten: *„er ist geduldig mit euch, weil er nicht will, dass jemand zugrunde geht, sondern dass alle zur Umkehr gelangen“*. Das ist quasi ein Resozialisierungsprogramm auf das Reich Gottes hin.

Dann kommt im Text erst einmal ein kleines Weltuntergangsszenario für die, die meinen, dass alles beim Alten bleiben kann oder dass alles beim Alten bleiben muss. Für die Standhaften aber kommt ein Blick in die Zukunft: *„Wir erwarten gemäß seiner Verheißung einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die **Gerechtigkeit** wohnt“*. Und sie bekommen auch eine Handlungsempfehlung: *„... bemüht Euch darum, von ihm ohne Makel und Fehler in **Frieden** angetroffen zu werden!“*

Meine Schwestern und Brüder, damit komme ich zum Heute, denn von Gerechtigkeit und Frieden weltweit sind wir Lichtjahre entfernt. Die Corona-Pandemie macht uns schmerzhaft deutlich, dass es da nicht nur um ferne Länder und Welten geht, sondern um unsere nächste Umgebung.

Hier kommt die Relativitätstheorie des Mönchs von Heisterbach wieder ins Spiel.

Zeit ist relativ egal, wenn ich sie mit „*Relationen*“, d.h. mit Beziehungen füllen kann. In gelingenden und beglückenden Beziehung vergeht die Zeit wie im Fluge – da

werden tausend Jahre wie ein Tag. In gestörten und nervenden Beziehungen zieht sich ein Tag – und vor allem die schlaflosen Nächte - wie Kaugummi. Da erscheint einem ein Tag wie tausend Jahre.

Die Corona-Pandemie macht uns deutlich, welche Beziehungen uns wichtig sind und die wir jetzt vermissen, weil sie uns tragen und Zukunft schenken; und auf welche Beziehungen wir verzichten können. Dass „social-distancing“ einmal Ausdruck von Nähe und Fürsorge sein könnte, das hätte sich vor Corona auch niemand gedacht. Und zugleich macht die Not erfinderisch. An allen Ecken und Kanten erfinden wir neue Möglichkeiten, um trotz der notwendigen Distanz Nähe zu ermöglichen – auch wir vom Seelsorgeteam.

Gut – oder auch nicht gut – wir stoßen da an unsere Grenzen, weil wir auf Menschen, Gruppen und Institutionen treffen, die meinen, dass alles so weiterlaufen müsste, wie sie es gewohnt sind. Und wenn die ihren Willen wegen der aktuellen Situation nicht kriegen, dann kriegen wir die Hölle heiß gemacht.

Gerechtigkeit und Frieden, die liegen auch in unserer kleinen Welt des Sendungsraumes in weiter Entfernung, wenn wir nicht auf unsere „Relationen“, unsere Beziehungen achten. Und Beziehung heißt nie: *„Du machst, was ich will – ich kriege von Dir, was ich meine zu brauchen oder wovon ich meine einen Rechtsanspruch drauf zu haben“*.

Der Maßstab für unsere Beziehungen ist vielmehr die Hingabe Jesu Christi bis zum Tod am Kreuz. Und da haben wir als Einzelne, als Gemeinden und als Kirche noch viel zu lernen und dürfen dankbar dafür sein, dass Gott *„geduldig mit uns ist, weil er nicht will, dass jemand zugrunde geht, sondern dass alle zur Umkehr gelangen“*.

So, meine Schwestern und Brüder, können wir unsere Welt gestalten, dass immer mehr Gerechtigkeit und Frieden möglich werden. Amen.